

ELBISCH

DIE ERFINDUNG VON SPRACHEN ALS GRUNDLAGE VON TOLKIENS WERK

VON HELMUT W. PESCH

Zu Anfang ein Gebet, sei als Erinnerung an meine Heimatstadt Kevelaer oder einfach, um böse Dämonen zu vertreiben:

*Aia María quanta Eruanno ·
i Héru aselye ·
aistana elye imíca nísi ·
ar aistana i yavë mónalyo Yésus :
Airë María Eruo ontaril
á hyame rámen úcarindor
sí ar lúmessë ya firuvamme : násië :*

Die Sprache ist Quenya (erschieden in *Vinyar Tengwar* 43 [2002], S.28), und der Text lautet in der Übersetzung, wie man unschwer erraten kann:

»Gegrüßet seist du, Maria, voll der Gnade,
der Herr ist mit dir,
du bist gebenedeit unter den Frauen,
und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes, Jesus.
Heilige Maria, Mutter Gottes,
bitte für uns Sünder
jetzt und in der Stunde unseres Todes. Amen.«

J. R. R. Tolkien hat seine »Elbensprachen« nicht nur für seine eigene Mythologie verwendet, aber das war natürlich ihr hauptsächlichster Zweck. In einer Reaktion auf eine frühe Besprechung von »Der Herr der Ringe« schrieb er in einem Brief an seinen amerikanischen Verleger (*Letters*, Nr. 165, S. 219 f.; vgl. dt. *Briefe*, Nr. 165, S. 289):

Die Erfindung von Sprachen ist die Grundlage. Die »Geschichten« wurden eher geschrieben, um eine Welt für die Sprache zu schaffen als umgekehrt. Für mich kommt als Erstes der Name und danach die Geschichte. Ich hätte lieber auf »Elbisch« geschrieben. Doch ist solch ein Werk wie *Der Herr der Ringe* natürlich bearbeitet worden und es wurde nur so viel »Sprache« darin gelassen, wie es meiner Einschätzung nach für die Leser verdaulich war. (Ich stelle jetzt fest, dass viele gern mehr davon gehabt hätten.) Doch ist eine große Menge an linguistischem Stoff (neben den tatsächlich »elbischen« Namen und Wörtern) in dem Buch enthalten oder mythologisch ausgedrückt. Für mich jedenfalls ist es weitgehend ein Versuch in »linguistischer Ästhetik«, wie ich manchmal zu Leuten sage, die mich fragen, »was das Ganze soll«.

Endlos ist über diese Passage diskutiert worden. »Ich hätte lieber auf Elbisch geschrieben.« Meine erste Reaktion, als ich dies seinerzeit las, war: *Ja, warum hat er nicht?* Ich meine, wenn jemand sich im Elbischen auskannte, dann Tolkien: Er war ein irgendwie genialer Professor für alte Sprachen, und er hat Elbisch schließlich erfunden. Mittlerweile gibt es im Internet ein Vielfaches mehr an Texten auf Elbisch, als Tolkien je geschrieben hat. Es gibt sogar irgendwo eine Fassung der »Ainulindalë«, des ersten Kapitels des *Silmarillion*, auf Quenya, komplett in elbischer Kalligrafie. Warum dann nicht *Der Herr der Ringe* auf Sindarin – immerhin die verbreitete Sprache unter den Elben und gebildeten Menschen des Dritten Zeitalters von Mittel-erde? Oder hatte ich da irgendetwas falsch verstanden?

Zunächst ist bei solchen Aussagen eines Autors immer Vorsicht geboten. Wenn ein Autor sich über sein Werk äußert, dann tut er das mit Absicht, und es ist angebracht, diese Absicht zu hinterfragen. Tolkien ist zudem in seinen Äußerungen nicht frei von einer subtilen Listigkeit, insbesondere wenn er sich, wie hier, aus einer Verteidigungshaltung heraus äußert. Und er neigt in solchen Fällen zur Zuspitzung, wie zum Beispiel im Vorwort des *Herrn der Ringe*, wo er sich ausdrücklich gegen eine allegorische Deutung des Werkes verwahrte. Es hat lange gedauert, bevor man es überhaupt wagen durfte, einzelne Teile von Tolkiens Werk auch allegorisch zu deuten – so stark wirkte diese Aussage nach.

Ich möchte in der Folge dieses Zitat Satz für Satz durchgehen und dabei fragen: Was hat Tolkien hier eigentlich gemeint? Das Problem beginnt schon mit dem ersten, recht simpel klingenden Satz:

Die Erfindung von Sprachen ist die Grundlage.

Was heißt es, eine »Sprache« zu »erfinden«, im Tolkien'schen Sinne? Es ist für fantasievolle Kinder nicht selten, dass sie sich eine eigene Sprache ausdenken, und normalerweise beginnt man mit Wörtern, einem Lexikon. Tolkien selbst gibt uns in einem Vortrag, der als Aufsatz in dem Sammelband *Die Ungeheuer und ihre Kritiker* unter dem Titel »Ein geheimes Laster« abgedruckt ist, einen Eindruck von seinen eigenen Anfängen als Sprachschöpfer. Die Nonsens-Sprache »Newbosh«, die er als Kind erfand, beruhte auf erfundenen Wörtern, wobei man deutlich die englische Basis heraushört. Spracherfindungen von Menschen, die keine sprachwissenschaftliche Vorbildung haben, beruhen immer auf ihrer Muttersprache. Für Abweichungen von einer sprachlichen Norm gibt es Regeln, welche bereits die antike Rhetorik lehrte. Sie beruhen auf Operationen wie Hinzufügung (*adiectio*), Tilgung (*detractio*), Ersetzung (*substitutio*) und Vertauschung (*transmutatio*) von Elementen. Doch bei seinen Elbensprachen geht Tolkien anders vor.

Das Modell, dem er folgt, ist das der historischen Philologie, wie sie von den deutschen Sprachwissenschaftlern des 19. Jahrhunderts begründet wurde. Zu ihnen gehören Gelehrte wie Wilhelm von Humboldt und Jacob Grimm, der auch das sogenannte Grimm'sche Gesetz der Germanischen Lautverschiebung formulierte. Eine Grammatik dieser Art beginnt gewöhnlich mit einer kurzen Einordnung der jeweiligen Sprache in Ort und Zeit und der Position im Stammbaum verwandter Sprachen. Darauf folgt eine Beschreibung der *Phonologie*, der Lautlehre, meist in der Form, dass diese von ihren Vorstufen hergeleitet wird, mitunter mit Rückgriff auf die frühesten erschließbaren Formen wie etwa die theoretische indoeuropäische Ursprache. Als Nächstes kommt die *Morphologie*, die Formenlehre, die von bedeutungstragenden Einheiten ausgeht und sich insbesondere mit formalen Elementen befasst, die der Bildung von grammatischen Kategorien wie *Kasus* (Fall), *Numerus* (Zahl) und *Tempus* (Zeit) zugrunde liegen. Dabei wird häufig auf die Phonologie zurückgegriffen, um zu zeigen, wie sich Formen im Kontakt miteinander verändern. Gewöhnlich werden Nominale, das heißt Hauptwörter und Eigenschaftswörter, zuerst behandelt, weil sie für

die Philologen am Interessantesten waren; denn gerade in der mündlichen Überlieferung, die als wichtiger galt als die schriftliche, wurden in erster Linie Namen bewahrt. Danach kamen Wortklassen wie Zahlwörter, Pronomen, Adverbien, und zum Schluss in der Regel die Verben. Auf die Syntax, das heißt den Satzbau, wurde meist nur am Rande eingegangen. Die Sprachverwendung blieb in der Regel außen vor.

Tolkiens eigene Versuche, seine erfundenen Sprachen zu beschreiben, wobei Beschreibung und Erfindung oft Hand in Hand gingen, folgten in der Regel diesem Muster. Typischerweise begann er mit der Einführung und der Phonologie, die auch wissenschaftlich seine besondere Stärke war. Er hatte dies von seinem akademischen Lehrer Joseph Wright gelernt, der es als Autodidakt aus einem kleinen Dorf in Yorkshire an die Universität von Heidelberg und später zu einer Professur in Oxford gebracht hatte; an seinem Küchentisch lernte Tolkien Ablautreihen. Er hatte, wie Zeitgenossen bestätigen, ein geradezu unheimliches Gespür für historische Vokalveränderungen, die noch schwieriger zu fassen sind als konsonantische Lautverschiebungen. Das war der Aspekt, in dem Sprachen für ihn zu leben begannen. Danach begann die Darstellung auszufasern; die Nominale wurden meistens noch abgedeckt, die Pronomen allenfalls rudimentär, ein paar Adverbien zwischendurch, zum Verb kam er nur ganz selten, zur Syntax so gut wie nie. Doch selbst die detailliertesten historischen Grammatiken seiner erfundenen Sprachen wurden schließlich, noch ehe sie fertig waren, überarbeitet und umgearbeitet, bis es für ihn schließlich einfacher war, einen neuen Anfang zu machen und mit einer neuen Beschreibung zu beginnen, mit einer veränderten und in gewisser Hinsicht bereits neuen Sprache, mit der er dann auch nicht zum Ende kam.

Was Tolkien hinterließ, ist somit eine Folge von fragmentarischen, mehr oder weniger aufeinander aufbauenden und zum Teil einander widersprechenden historischen Grammatiken, die Versionen seiner erfundenen Sprachen beschreiben, wie er sie sich zu unterschiedlichen Zeiten in seinem Leben vorstellte. Dazu gibt es Lexika, Wörterbücher, die im Falle der am weitesten entwickelten Sprachsysteme, *Quenya* und *Sindarin*, einige tausend Wörter beinhalten, aber gleichfalls Schwerpunkte in bestimmten Bereichen setzen: Mythologie, Geschichte, Poesie und Namengebung. Diese Lexika sind in der Regel ebenfalls historisch, indem sie nach sogenannten sprachlichen Wurzeln geordnet sind. Darunter versteht man Grundformen,

auf die sich Wörter aus unterschiedlichen, aber verwandten Sprachen durch Anwendung von Regeln zurückführen lassen. Nach der zu Tolkiens Zeit herrschenden Lehrmeinung sind diese Formen theoretische Konstrukte, das heißt, sie entsprechen nicht einer wie auch immer gearteten Ursprache. Eine solche zu rekonstruieren war die Hoffnung der historischen Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts, aber ihre Methoden waren dazu nur bedingt geeignet. Insbesondere wenn Überlieferungen fehlten, führte eine wiederholte rückwirkende Anwendung der Regeln zu unscharfen Ergebnissen, die sich irgendwann potenzierten.

Tolkien schuf somit mit seinen Elbensprachen als Modell etwas, was seiner Fachdisziplin nicht gelungen war. Tatsächlich gibt es bei ihm so etwas wie eine Ursprache, das »Primitive Quendisch«, das die Elben bei ihrem Erwachen am See von Cuiviénen sprachen, als sie als voll entwickelte Art in die Geschichte von Mittelerde eintraten. Da es in Tolkiens geschaffener Welt keine Entwicklung der Arten, sondern allenfalls eine Entwicklung *innerhalb* der Arten gibt, konnte er mit diesem Kunstgriff auch die Frage umgehen, ob sich Sprache selbst aus primitiveren Kommunikationsformen entwickelt hat. Bei ihm ist Sprache zu allen Zeiten nach denselben Gesetzen erklärbar. Dies zeigt, wie künstlich Tolkiens Sprachschöpfung im Ansatz ist.

Die »Geschichten« wurden eher geschrieben, um eine Welt für die Sprache zu schaffen als umgekehrt.

Auch diese Aussage muss man ganz genau lesen: Das Wort »eher« (*rather*) stellt eine gewisse Einschränkung dar. Welche Rolle spielen die Mythologie und die Geschichte (bzw. die Geschichten) in Tolkiens Sprachschöpfung? Die ersten Spuren von Tolkiens Mythologie finden wir in Gedichten, die er etwa 1915 schrieb. Dort finden sich auch erste Namen wie *Valinor*, *Taniquetil* und *Eldamar*, welche die folgenden Jahrzehnte unverändert überdauern würden. Gegen Ende 1916 schrieb Tolkien mit »The Fall of Gondolin« die erste wirkliche Geschichte des *Buchs der Verschollenen Geschichten*, der Urform des *Silmarillion*. Mitte 1917, als er diese Geschichte abgeschlossen hatte und an »The Tale of Tinúviel« arbeitete, scheint zumindest das »Gnomisch-Lexikon« (*Gnomisch* war die ursprüngliche Fassung der Sprache, aus der später *Noldorin* und schließlich *Sindarin* werden sollte) weitgehend vorgelegen zu haben. Zumindest kann die Niederschrift in Tolkiens Notizbuch mit einiger Sicherheit auf 1917 datiert werden. Bei dem ersten »Qen-

ya-Lexikon« (*Qenya* war die ursprüngliche Schreibweise für *Quenya* und wird hier verwendet, um diese Stufe der Sprachentwicklung zu bezeichnen), das bereits nach sprachlichen Wurzeln geordnet ist, sind wir auf nicht ganz so sicherem Grund; wir können wohl feststellen, dass es einzelne Änderungen gibt – so wurde Q. *ñoldo* ursprünglich mit ›goblin‹ übersetzt, was Tolkien dann im *Buch der Verschollenen Geschichten* für die Orks verwendete und im Lexikon im Nachhinein ausbesserte –, die darauf schließen lassen, dass Teile davon bereits 1916 konzipiert waren. Es ist wahrscheinlich, dass die späteren alphabetischen Einträge 1917 bis 1918 geschrieben wurden.

Für mich kommt als Erstes der Name und danach die Geschichte.
--

Es scheint also, dass Tolkien an diesen Lexika gearbeitet hat, bevor und während er die Geschichten schrieb. Er vermerkte nicht alle Namen, die er für die Geschichten erfand, im Lexikon, und auch Veränderungen wurden nicht immer an allen Stellen nachgehalten, an denen das Wort vorkam. Es ist auch nicht auszuschließen, dass Namen im Lexikon erst zu einem späteren Zeitpunkt einen Platz in einer Geschichte fanden; wir wissen zu wenig über Tolkiens Arbeitsweise in dieser Zeitphase.

Was relativ gut dokumentiert ist, sind die verschiedenen Manuskript-Versionen des *Herrn der Ringe* (innerhalb von »The History of Middle-earth«, hg. Christopher Tolkien) und mittlerweile auch des *Hobbit* (in »The History of The Hobbit«, hg. John D. Rateliff). Im *Herrn der Ringe* haben wir eine ähnliche Situation wie beim *Buch der Verschollenen Geschichten*: Auch diesem Werk ging ein Lexikon voraus, »The Etymologies« betitelt, das nach sprachlichen Wurzeln aufgebaut ist und Ableitungen in drei Hauptsprachen beinhaltet: *Quenya*, *Noldorin* und *Telerin*, sowie weitere Vokabeln in zehn (!) anderen Sprachen, Dialekten oder historischen Sprachstufen. *Quenya* wird für den »Herrn der Ringe« mehr oder weniger unverändert übernommen; *Noldorin* wird, mit einer völlig anderen Stellung im Stammbaum der Elbensprachen und nicht unerheblichen Veränderungen in der Phonologie, zu *Sindarin*; und *Telerin*, das nur in den Unsterblichen Landen gesprochen wurde, kommt im Roman überhaupt nicht vor. Tolkien arbeitete an diesem Lexikon mit gelegentlichen Einträgen weiter, die ungefähr bis zu einem Punkt kurz vor dem Schlusskapitel späteren ersten Bandes, *Die Gefährten*, fortführte, und dann einstellte.

Es scheint also auch hier so, als habe Tolkien sich ein gewisses Grundgerüst geschaffen, das er teils mit bewusster Kenntnis der Wortelemente und Regeln, teils intuitiv nutzte, wobei auch Tolkiens Intuition durch seine immense Kenntnis der Gesetzmäßigkeiten der Sprachentwicklung geprägt war. Tolkien hatte einen legendären Ruf unter Fachkollegen; es hieß, wenn er sagte, woher ein Wort komme, habe er immer recht, auch wenn er es nicht sofort beweisen könne.

Dabei ist es erstaunlich, wie sehr er an manchen Namen, die einem im Nachhinein so folgerichtig erscheinen, herumexperimentierte. So hieß *Saruman* (von altenglisch **searu-man* ›schlauer Mann‹, was wiederum eine Entsprechung in S. *Curunír* hat) ursprünglich einmal *Saramond* oder *Saramund*, was eher nach einem Namen aus einer spätmittelalterlichen Aventure klingt und im Rahmen von Tolkiens Fiktion keine »Bedeutung« im engeren Sinne hat. Er scheute sich auch nicht, Namen von einer Figur auf eine andere zu übertragen: So war *Aragorn* ursprünglich der Name von Gandalfs Pferd (später *Shadowfax*), was in der Bedeutung ›Königlicher Mut‹ kein schlechter Name für ein edles Ross ist. Irgendwann später änderte er auch die Bedeutung in ›Verehrter König‹.

Ähnlich war *Gandalf* zunächst der Name des Anführers der Zwerge im *Hobbit*, während der Zauberer *Bladorthin* hieß (was vielleicht so etwas wie »der Graue der weiten Lande« bedeutet; es ist kein echtes Sindarin, obwohl es so klingt). Als Tolkien dann dem Zwergenfürsten den Namen »Thorin Eichenschild« zulegte – eigentlich die Namen zweier verschiedener Zwerge aus dem Zwergenkatalog der Lieder-Edda –, wurde »Gandalf« für den Zauberer frei. Was wiederum erklärt, warum er einen Namen mit dem Bestandteil – *alf* ›Albe‹ bzw. ›Elbe‹ trägt, obwohl er die Gestalt eines Menschen hat, während sein Sindarin-Namen *Mithrandir* ›Grauer Wanderer‹ wiederum eine Reminiszenz an »Bladorthin« sein mag. Ein Name, der dann übrigens am Rande als der des Königs eines Landes namens Dorwinion erwähnt wird, das vermutlich in der Gegend des Meers von Rhûn irgendwo im Osten liegt und in dem anscheinend ein obskurer Dialekt der Elbensprachen gesprochen wird.

So ist alles in ständiger Fluktuation miteinander verbunden, und das, was wir in den veröffentlichten Werken lesen, ist eher die sichtbare Oberfläche als eine definitive Form – wie Kontinente, die auf ständig in Bewegung be-

findlichen Magmaströmen treiben und die wir aus unserer beschränkten Perspektive als konkrete Dinge wahrnehmen, obwohl sie in geologischem Rahmen eher den Charakter von Prozessen haben.

Ich hätte lieber auf »Elbisch« geschrieben.

Die Frage ist: Hätte er es gekonnt? Die Antwort ist kurz und eindeutig: Nein. Zum einen ist es erstaunlich, wenn man die ganzen wieder und wieder überarbeiteten Grammatiken sieht und die Arbeit und Zeit erwägt, die darin steckt, wie wenig es tatsächlich an zusammenhängenden Texten in diesen Sprachen gibt. Galadriels Klage in Lórien aus dem *Herrn der Ringe* ist immer noch der längste Text Tolkiens auf Quenya, den wir kennen. Daneben gibt es ein paar Übersetzungen von christlichen Gebeten wie das eingangs zitierte »Ave Maria« und das »Vaterunser« – in sieben verschiedenen Versionen – und eine Handvoll Textfragmente in der »History of Middle-earth«. An Sindarin gibt neben dem Lied der Elben von Bruchthal einen Brief König Aragorns an Samweis Gamschie aus dem später gestrichenen Epilog des *Herrn der Ringe*, ebenfalls das (unvollständige) »Vaterunser« und ein paar Fragmente von wenigen Zeilen. Selbst wenn aus dem Nachlass noch etwas ans Tageslicht kommen sollte, ist die Ausbeute eher gering.

Diese Sprachen waren nie dazu gedacht, längere Texte darin zu verfassen. In einem Interview sagte Tolkien auf die Frage, ob er sich Elbisch als Geheimsprache für eine Kultgemeinde vorstellen könne: »Nein, nein, das war nie meine Absicht. Dafür ist Elbisch auch viel zu schwierig. Ich habe es nie fertig bekommen.« Was er genau sagte, war: »*I never finished making it.*« Die berühmte *-ing*-Form, mit der auch heute noch Schüler im Englisch-Unterricht gequält werden. Man könnte den Satz auch übersetzen: »Ich habe es nie zu Ende gebracht, daran zu arbeiten.« Für ihn war der Prozess wichtiger als das Ergebnis.

An anderer Stelle macht Tolkien eine programmatische Aussage, die auch mit Blick auf jenen rätselhaften Satz »Ich hätte lieber auf ›Elbisch‹ geschrieben« interpretiert worden ist. Dort heißt es: »Niemand glaubt mir, dass mein langes Buch ein Versuch ist, eine Welt zu schaffen, in der eine Form von Sprache, die meiner persönlichen Ästhetik entspricht, real erscheinen könnte. ... [Dass] es ein Versuch war, eine Situation zu schaffen, in der ein

üblicher Gruß *elen síla lúmenn' omentielmo* lauten würde und dass der Satz dem Buch lange vorausging.«

Wäre somit Elbisch als die Sprache der Lieder und Legenden innerhalb der Fiktion gewissermaßen die angemessene Sprache für eine solche Erzählung wie *Der Herr der Ringe*, die ja auch in der Geschichte als geschriebener Text vorkommt? Doch »Der Sturz des Herrn der Ringe und die Wiederkehr des Königs« in dem dicken roten Lederband, den Frodo am Ende an Sam übergibt, ist offenbar nicht auf Sindarin geschrieben, sondern auf Westron, ebenso wie die beigegefügte »Auszüge aus dem Buch der Überlieferung«, die fiktive Textbasis des *Silmarillion*.

Eine solche Interpretation übersieht auch zum einen die sorgsam fabrizierte Herausgeberfiktion, welche nicht nur dazu dient, den Text an den Leser heranzuführen, sondern auch, die Geschichte in der Erlebniswirklichkeit zu verankern, und zum anderen die Tatsache, dass Elbisch nach wie vor ein Teil des Hintergrunds dieser Welt ist. Dies merkt man auch daran, dass die Reaktion der Figuren darauf nicht unsere Reaktion ist, auch wenn der Erzähler dies suggeriert. Von Frodo, als er Galadriel in Lothlorien auf Quenya singen hört, heißt es, dass er die Worte zwar nicht verstand. »Indes blieben sie, wie es die Art von Elbenworten ist, in seinem Gedächtnis haften, und viel später deutete er sie, so gut er konnte.« Er hört also einen Text in einer unbekanntten Sprache, den er nicht versteht, aber komplett im Gedächtnis behält, sodass er ihn viel später übersetzen kann. Das könnte ich als Leser nicht, vermutlich nicht einmal Tolkien. Man mag vielleicht noch argumentieren, das Elbisch von Elben gesprochen eine andere Wirkung hat, aber was ist das dann für eine Art von Sprache? Ähnlich Ungewöhnliches widerfährt auch Sam Gamdschie, als ihm in Mordor eine Anrufung an Elbereth auf Sindarin über die Lippen kommt, »und er wusste nicht, was er gesprochen hatte«. Das kann einem in Mittelerde schon mal passieren.

Was den erwähnten Gruß *elen síla lúmenn' omentielmo* betrifft, so mag es Zufall sein, dass auch Tolkiens Aussage, dass »dieser Satz dem Buch lange vorausging«, nicht überprüfbar ist; es gibt jedenfalls in dem bislang veröffentlichten umfangreichen Quellenmaterial keinen Hinweis darauf. Dafür ist dies eine der wenigen Stellen, bei denen Tolkien zwischen der ersten und der zweiten Ausgabe in den elbischen Text eingriff, insofern als die Form von *omentielmo* zu *omentielvo* geändert wurde. Es ist nicht klar, ob er hier

einen Fehler berichtigt oder einfach inzwischen die Grammatik geändert hatte; es wundert in beiden Fällen, denn normalerweise zählte für ihn das Veröffentlichte als verbindlich.

Doch ist solch ein Werk wie *Der Herr der Ringe* natürlich bearbeitet worden und es wurde nur so viel »Sprache« darin gelassen, wie es meiner Einschätzung nach für die Leser verdaulich war.

Das Wort »bearbeitet« (engl. *edited*) kann sich sowohl auf die vermittelnde Instanz des fiktiven Herausgebers (*editor*), der im wissenschaftlichen Sinne wie der Herausgeber eines alten Textes fungiert, als auch auf die tatsächlichen Überarbeitungen des Romans durch den Autor beziehen. Dazu ist festzustellen, dass keineswegs elbische Sprachbeispiele im Verlauf der Überarbeitung getilgt wurden, wie wir dies etwa beim Altenglischen der Reiter von Rohan finden, wo Tolkien in der Tat das eine oder andere strich, weil es ihm als zu viel erschien. Es gibt in der Endfassung des *Herrn der Ringe* – abgesehen von dem Sindarin-Text im weggefallenen Epilog – nicht mehr oder weniger Elbisch als in den früheren Manuskript-Versionen.

Wie dünn die Decke der linguistischen Fiktion in der Erzählung ist, erkennen wir, wenn wir einen Blick über den Tellerrand des Elbischen auf die anderen Sprachen von Mittelerde im *Herrn der Ringe* werfen. Abgesehen davon, dass Tolkien die Gemeinsame Sprache der freien Völker von Mittelerde – in Wirklichkeit ein Dialekt, der sich aus dem Adûnaïschen, der Sprache der Menschen von Númenor, ableitet, zu der es gleichfalls eine unvollendete Grammatik gibt – ins Englische, die Sprache der Erzählung, umsetzte, einschließlich historischer und dialektaler Varianten, stoßen wir hier bald auf einen Fiktionsbruch: Die schriftlichen Dokumente, die im Roman als Faksimile wiedergegeben sind, wie zum Beispiel der Grabstein Balins in Moria oder die von Tolkien fingierten verbrannten Seiten aus dem »Buch des Mazarbul«, enthalten Texte, die zwar in elbischen Tengwar- oder Cirth-Buchstaben geschrieben, aber in englischer Sprache gehalten sind. Es gab einfach nicht genügend Grundlagen, um einen solchen Text auf »Adûni« zu fingieren. Auch die Namen *Balin* und *Fundin* in dem Teil der Inschrift, der in Khuzdul, der Sprache der Zwerge, gehalten sind, sind letztlich Altnordisch, auch wenn dies Tolkien im Nachhinein dahingehend erklärt hat, dass die Zwerge ihre wahren Namen nie einem Außenstehenden mitteilen (und nicht einmal auf ihre Grabsteine schreiben), und diese Formen in Relation

zum Englischen als der Erzählsprache zu sehen sind. Doch selbst dann hätte man hier zumindest die mittelerdischen Entsprechungen der »Tarnnamen« lesen müssen. Das ist ungefähr so authentisch, wie wenn im Film bei Bilbos Geburtstag ein Spruchband aufgespannt wird, auf dem in keltischer Unzial-schrift auf Englisch »Happy Birthday Bilbo Baggins« zu lesen ist. Wobei die Fans natürlich wissen, dass man im Auenland Runenschrift kannte – zumindest konnten die Kinder die Rune »G« auf Gandalfs Feuerwerkskörpern als solche erkennen.

Das mag jetzt beckmesserisch erscheinen. Aber wenn man sieht, mit welcher Hingabe Tolkien im *Silmarillion* Dingen, die er liebt, nicht nur einen Namen gibt, sondern gleich mehrere, und wie er gleichsam aus dem Vollen schöpfen kann, wo andere Autoren Mühe haben, für ihre imaginären Figuren, Orte und Länder ein paar halbwegs ansprechende Bezeichnungen zusammenzukratzen, denen man ihre Quellen nicht allzu deutlich ansieht, wundert man sich doch über dieses scheinbare Unvermögen. Hat er es nicht gekonnt? Hat er es nicht gewollt? Oder hat es ihn nicht interessiert?

(Ich stelle jetzt fest, dass viele gern mehr davon gehabt hätten.)

Was Tolkien jedenfalls nicht gemacht hat, ist, einen Sprachführer oder ein Lehrbuch zum Elbischen zu hinterlassen. Eine historische Sprachbeschreibung ist allenfalls dazu geeignet, den Benutzer in die Lage zu versetzen, Texte zu interpretieren, aber nicht, neue zu verfassen. Dazu braucht es einen Muttersprachler als Modell. Selbst Tolkien sah sich dazu nur bedingt qualifiziert, und so schrieb er auch nur Texte innerhalb eines begrenzten Repertoires, vorwiegend Lieder und Gebete. Auch das Sindarin-Lied »A Elbereth Gilthoniel«, das Frodo in Bruchtal gesungen hört, wird an anderer Stelle von Tolkien als *hymn* ›Hymne‹ bezeichnet – ein Wort, das im Englischen auch für Kirchenlieder verwendet wird. Zahlreiche traditionelle Kirchenlieder ließen sich relativ verlustfrei ins Elbische übersetzen, was aber an der Textsorte liegt. So hat etwa der Ausruf Sams in Mordor, wenn man den Sinn kennt, gewisse Parallelen zu Mariengebeten wie dem »Sub tuum praesidium« (›Unter deinen Schutz und Schirm‹) und dem »Salve Regina« (›Sei gegrüßt, o Königin‹). Darüber hinaus haben auch die elbischen Texte Tolkiens etwas Künstliches, was dadurch gemildert wird, dass er als der Schöpfer die Freiheit hat, notfalls die Regeln der Sprache zu verändern.

Wer heute als Fan etwas auf Elbisch schreiben will, hat diese Freiheit nicht, und wenn er sie sich dennoch herausnimmt, läuft er wiederum Gefahr, unverständlich zu werden. Sicherlich ist es möglich, aus dem Material Regeln zu isolieren und analog neue Wörter und neue Formen zu kreieren. Allerdings stößt dies auf ein Grundproblem, nämlich dass nach Tolkiens Konzept sprachliche Wurzeln häufig in verschiedenen Einzelsprachen Wörter unterschiedlicher Wortklassen generieren: im Quenya ein Substantiv, im Noldorin ein Adjektiv oder Verb und umgekehrt. Zudem gibt es auch unterschiedliche Bedeutungsentwicklungen: Ein Stamm, der im Quenya die Bedeutung ›Funke‹ annimmt, kann im Sindarin ›Stern‹ bedeuten. Somit bewegt sich jede Neuschöpfung auf unsicherem Terrain.

Selbst ein Kenner der Elbensprachen wie David Salo, der die Sprachbeispiele für die Verfilmung schuf, ist gegen solche Risiken nicht gefeit. So ist der Sindarin-Ausdruck *hannon le* ›ich danke dir‹ vermutlich eine Fehlkonstruktion, rückgebildet von Q. *Eruhantale* ›Dankgebung an Eru‹ aus einer hypothetischen CE.-Form **k^hantā-* ›danken‹. Doch es gibt keine befriedigende Wurzel, aus der sich diese Form ableiten ließe, da alle infrage kommenden inhaltlich bereits anderweitig besetzt sind. Tatsächlich ist die Quenya-Form vermutlich auf $\sqrt{\text{HAN}}$ ›hinzufügen, vergrößern, verstärken, ehren (insbesondere durch ein Geschenk)‹ zurückzuführen, sodass die Sindarin-Form regelgemäß *anna-* lauten müsste (da sich anlautendes *h-* aus dem CE. im Sindarin verliert). Ein solches Verb gibt es jedoch bereits; es bedeutet, wie nicht einmal verwunderlich ist, ›geben, schenken‹. Und so löst sich die Neukonstruktion in Luft auf.

Darüber hinaus gibt es gerade bei Übersetzungen ins Elbische das Problem, dass man sich häufig gezwungen sieht, zu Umschreibungen und Metaphern zu greifen, um sich im Lücken im Vokabular herumzumogeln, und so der Zieltext eine Art von Komplexität aufweist, die dem Ausgangstext nicht eigen ist. Tolkiens Selbstbeschränkung auf bestimmte Textsorten ist somit keine Willkür, sondern entspricht der Natur dieser Kunstsprachen.

Es gibt durchaus künstliche Sprachen, wie Esperanto, die dazu geschaffen sind, der Kommunikation zu dienen, aber Tolkiens Elbisch gehört nicht dazu. Ich hatte einmal eine etwas aggressive E-Mail-Anfrage von einem Leser, der mich aufforderte, bestimmte alltägliche Wendungen bis hin zu »Wo geht es hier zum Klo?« ins Elbische zu übersetzen. Ich habe ihm das so weit

geduldig erklärt, das übersetzt, was sich übersetzen ließ und mit einer gewissen Tolkien'schen Listigkeit hinzugefügt, den Weg zum Klo werde er hoffentlich alleine finden. Aber ich weigere mich aus gutem Grund, mir zugesandte Quenya- oder Sindarin-Texte auf »Richtigkeit« zu überprüfen.

Wer sich mit diesem Thema beschäftigt, sieht sich eher in der Situation von jemandem, der eine »tote« Sprache studiert, die zudem nur durch einen einzigen Gewährsmann überliefert worden ist. Dies ist eine künstliche Situation, und wir kommen dem Charakter von Tolkiens Sprachschöpfung am ehesten nahe, wenn man sie als eine Form von Kunst ansieht. Kant definiert Kunst in *Kritik der Urteilskraft* als etwas, das »Zweckmäßigkeit ohne Zweck« besitzt; passender kann man Tolkiens Elbensprachen nicht charakterisieren. Und als Kunst sind sie untrennbar mit ihrem Schöpfer verbunden.

Doch ist eine große Menge an linguistischem Stoff (neben den tatsächlich »elbischen« Namen und Wörtern) in dem Buch enthalten oder mythologisch ausgedrückt.

Es gibt eine wissenschaftlich durchaus haltbare Position einiger Tolkien-Linguisten, die darauf hinausläuft, dass man somit nur das vorhandene Material analysieren, die Unstimmigkeiten registrieren und ansonsten die verschiedenen Stufen von der Zeit vor 1920 bis in die Sechzigerjahre als verschiedene gleichberechtigte Ausprägungen betrachten könne. Dieser Ansatz erschöpft sich andererseits in einer genauen Beschreibung und betrachtet eine weitergehende Interpretation als unzulässig. Andere hingegen stehen auf dem Standpunkt, Tolkien hat mit diesem Material gespielt und wir nehmen uns dasselbe Recht heraus, kreativ damit umzugehen. Das Ergebnis wird von den Puristen als »Neo-Quenya« und »Neo-Sindarin« verhöhnt, weil diese Art der Verwendung nicht mehr den Intentionen des Autors entspreche. Erschwerend kommt hinzu, dass gerade die Hauptvertreter jener strengen Richtung diejenigen sind, die aufgrund eines Abkommens mit Christopher Tolkien als Nachlassverwalter einen privilegierten Zugang zu unveröffentlichtem Material haben, und von einer solchen Warte herab kann man leicht auf andere herabsehen. Zwischen diesen Parteien gibt es daher einiges an bösem Blut. Davon abgesehen sind die Publikationen der besagten Gruppe in den Zeitschriften *Vinyar Tengwar* und *Parma Eldalamberon*, in denen Tolkiens Originalmaterial nach und nach veröffentlicht

wird, von großer Sorgfalt, und wir können davon ausgehen, dass inzwischen der überwiegende Teil des Materials zu den Elbensprachen der interessierten Öffentlichkeit zugänglich ist. Vielleicht also der geeignete Zeitpunkt, eine mittlere Position einzunehmen.

Ich halte es zumindest für legitim, aus dem vorhandenen Material Regeln abzuleiten und als Erklärungsmodell eine »ideale« Form dieser Sprachen zu konstruieren. Auch dies ist eine durchaus akzeptable wissenschaftliche Vorgehensweise. Es entspricht auch der Natur von Tolkiens Kunstwerk.

Ein Aspekt, der bei den hitzigen Auseinandersetzungen selten bedacht wird, ist die Tatsache, dass die wenigen Texte, die Tolkien hinterlassen hat, allesamt exemplarisch sind. Selbst als das gesamte Hintergrundmaterial noch in Pappkartons schlummerte, war es nur aufgrund von Galadriels Lied im *Herrn der Ringe* möglich, eine Basisgrammatik des Quenya zu konstruieren, mit fast allen Kasus, mit den Grundformen des Verbs, mit Formen und Syntax der Adjektive und selbst Ansätzen zur Sprachverwendung wie Emphase. Tolkien hat diesen Text bewusst so angelegt. Er war auch als Wissenschaftler jemand, der zwar zu Lebzeiten relativ wenig publiziert hat, aber bis heute als einflussreicher akademischer Lehrer gilt.

Was ist dieser »linguistische Stoff«, von dem er spricht? Auch hier muss man genauer auf den Wortlaut schauen: Tolkien benutzt den Begriff *matter*, wohl wissend, dass dies zurückzuführen ist auf das mittelenglische *matere* (ein Begriff, der bei Chaucer, den Tolkien studiert hat, eine große Rolle spielt). Es ist mehr als das rein Formale; es ist der eigentliche substanzielle Inhalt. Welcher linguistische Inhalt ist hier gemeint?

Wir begeben uns hier in einen Bereich, in den ich mich selber gerade erst vortaste und über den noch nichts Wesentliches publiziert worden ist. Es hat für mich den Eindruck, als enthalte Tolkiens Sprachschöpfung Elemente, die in dieser Form in natürlichen Sprachen nicht oder nicht so ausgeprägt vorkommen, die im Elbischen aber eine prominente Rolle spielen.

Im Folgenden wird es jetzt etwas technisch, aber keine Angst: Sollte ich jemanden dabei verlieren, hole ich ihn später an dieser Stelle wieder ab.

Im Elbischen gibt ein Wort, das im Allgemeinen als bestimmter Artikel interpretiert wird, abgeleitet aus einer Wurzel \sqrt{I} , von Tolkien als »deiktischer Partikel« definiert. Das Wort »deiktisch« kommt von einem griechi-

schen Wort δείγνυμι ›ich zeige‹ und geht auf eine indoeuropäische Wurzel $\sqrt{\text{DEIK-}}$ und möglicherweise auf eine noch ältere, vorsprachliche Form zurück: das Ticken mit der Fingerspitze, um Aufmerksamkeit zu wecken, resultierend in Wörtern wie »zeigen«, »zeichnen«, »Zeichen«, lateinisch *dicere* ›sprechen‹ und *digitus* ›Finger, Zehe‹ (von dort engl. *digit*, *digital*). Im Quenya wird das Wort *i* wie in *i Eldar* meist als bestimmter Artikel aufgefasst, aber das ist nicht ganz richtig. Tolkien schreibt:

Bestimmt waren Plurale, die sich auf *ganze Klassen* bezogen, auf Dinge, die natürlich oder gewohnheitsmäßig als in Mehrzahl betrachtet wurden, und in der Syntax vieler Sprachen ein Plural mit einem bestimmten Artikel, der sich auf *alle Mitglieder* einer zuvor erwähnten oder gedachten Gruppe bezog. Somit in Q. *Eldar* (ohne Artikel) = Elben, die Elben, alle Elben; *i Eldar* = alle zuvor genannten (und in einigen Fällen von anderen unterschiedenen) Elben; aber *Eldali*, Elben, einige Elben. Bei *Eldali* wird der bestimmte Artikel selten verwendet.

Mit anderen Worten: Wenn wir im Deutschen »die Elben« sagen, bedeutet dies nicht unbedingt, dass im Elbischen hier *i Eldar* stehen müsste. Dieses Element *i* ist vielmehr ein besonderer Hinweis auf Aktualität oder Abgrenzung. Wir finden es auch in Kombination mit einem anderen Stamm \sqrt{s} , der als »Demonstrativum« bezeichnet wird, in der Kombination *si*, übersetzt mit ›hier‹ oder auch ›jetzt‹. Genauer bedeutet es: bei der 1. Person, dem Sprecher. Bei der 3. Person hieße das Element *ta*, wobei das *t-* eine Variante von *s-* und das *-a* ein unpersönliches Element in Pronomen ist, im Gegensatz zu dem persönlichen *-e*: *te* und *ta* sind die Pronomen der 3. Person, woraus später im Singular die persönliche Endung *-se* wurde, während als unpersönliche Form die einfache Grundform des Verbs ohne Endung verwendet wird. Im Plural finden wir diese mit dem Plural-Marker *-r*, der dann später auf die schwachen Substantive zur Pluralbildung übertragen wurde.

Bei den Demonstrativpronomen haben wir im Quenya, ähnlich wie im Lateinischen *hic – ille – iste* (wobei aus der Form *ille*, fem. *illa*, der spätere bestimmte Artikel *le* bzw *la* im Italienischen wurde) eine Dreiteilung *sina – tana – enta* ›dieser hier – der da – jener dort‹. In der dritten Form tritt als zusätzliches Element *(e)n-* hinzu, das vermutlich eine distanzierende Funktion hat und mit dem Marker *-n-* (bzw. Nasalierung) für die Vergangenheit beim Verb verwandt sein mag.

Ähnlich haben wir auch bei den Kasusendungen bestimmte primitive Grundformen, die zum Teil zu Adverbien oder Präpositionen wurden, manchmal aber auch diesen Status nie wirklich erreichten. So lautet etwa für den Allativ, der die Bewegung auf etwas hin bezeichnet, die Endung *-nna* wie in *Endoreнна* ›nach Mittelerde‹, basierend auf der Grundform \sqrt{NA} , verstärkt \sqrt{ANA} . In verkürzter Form wird dies zur Endung *-n* zur Kennzeichnung des Dativs bzw. des indirekten Objekts und berührt sich wiederum mit der Grundfunktion des primitiven Nasal-Elements. Bei den anderen Kasus des Ortes haben wir ähnliche Querverbindungen. So steht beim Ablativ, der die Bewegung von etwas weg bezeichnet, die Endung *-llo* wie in *Earello* ›aus dem Großen Meer‹ möglicherweise in einer Relation zur Endung *-l(l)e* in der 2. Person, beim Lokativ die Endung *-sse* wie in *Lóriendesse* ›in Lórien‹ wiederum in Verbindung zu dem bereits erwähnten Stamm \sqrt{s} , der sich in Wörtern findet, die hier und jetzt bedeuten. Auch hier gibt es abgeschwächte Formen, deren Bedeutung zum Teil von Tolkien nie scharf gefasst worden ist.

Wie lose diese Endungen mit den Beziehungswörtern verbunden sind, zeigt sich auch daran, dass bei zusammengesetzten Ausdrücken aus Substantiv und Adjektiv, ungeachtet der Reihenfolge, die Endung häufig nur an das letzte Wort tritt. Ich kenne keine lebende Sprache, die sich so verhält.

Es scheint mir daher, dass es in Tolkiens Elbensprachen bestimmte Elemente unterhalb der eigentlichen Ebene der Bedeutungsträger (Morpheme) gibt, in denen Laut und Funktion eine Einheit bilden.

Wie diese Elemente in der Oberflächenstruktur realisiert werden, hat Tolkien modellhaft vor allem an den sehr unterschiedlichen Formen des Quenya und Sindarin aufgezeigt. Quenya bildete sich heraus unter dem reinen Licht der Unsterblichenlande, als seine Sprecher, die Noldor, dort lebten. Es ist geprägt von einer Vielzahl gegliederter Formen, zahlreichen Kasusendungen und einem differenzierten Verbsystem, das unter anderem ein Tempus ohne Zeitbezug zum Ausdruck universeller Wahrheiten enthält. Sindarin hingegen ist die Sprache der *galadhremmin ennorath*, der wald-durchwirkten Mittelerde, in der sich selbst die Übergänge zwischen den Wörtern abgeschliffen haben und alles miteinander in Verbindung steht. Quenya ähnelt vom Nomen her dem Finnischen, das eine ähnliche Vielzahl von grammatischen Fällen aufweist, vom Verb her dem Altgriechischen;

Sindarin ist mit seinen Anlautmutationen bewusst an das Walisische angelehnt. Dass Tolkien diese beiden Sprachen, deren Vorbilder nicht oder nur sehr entfernt miteinander verwandt sind, aus einer gemeinsamen Ursprache ableitet, zeigt, wie sehr er »in der Sprache lebte«, wie einer seiner Fachkollegen es ausgedrückt hat. Wie diese Ableitung vonstatten geht, versteht man nur, wenn man die Geschichte dieser Völker kennt, die wiederum in der Mythologie der Welt wurzelt.

Für mich jedenfalls ist es weitgehend ein Versuch in »linguistischer Ästhetik«, wie ich manchmal zu Leuten sage, die mich fragen, »was das Ganze soll«.

Vielleicht versteht man jetzt am Ende meiner Ausführungen ein wenig besser, was Tolkien mit dieser kryptischen Aussage gemeint haben mag. Auch hier ist wieder genau auf die Wortwahl zu achten: das Wort *essay*, das hier mit ›Versuch‹ wiedergegeben wurde und das im Englischen seit dem 18. Jahrhundert auch einen argumentativen Aufsatz bezeichnet, kann auch als ›Vorstoß‹ oder ›Ausfall‹ im militärischen Sinne verstanden werden. Tolkien vertrat anscheinend, wie T. A. Shippey in *Der Weg nach Mittelerde* herausgestellt hat, einige ketzerische Auffassungen, was die Natur der Sprache betraf. So war er offenbar der Ansicht, dass zwischen sprachlicher Struktur und Bedeutung ein engerer Zusammenhang bestand, als allgemein angenommen wird. Wir finden dies immer wieder als Aussagen von Figuren innerhalb seiner Fiktion, etwa als Legolas meint, die Sprache der Rohirrim sei »erfüllt von der Traurigkeit sterblicher Menschen«.

Die Sprachwissenschaft zu Tolkiens Zeit, ausgehend von seinem älteren Zeitgenossen Ferdinand de Saussure, vertrat mehrheitlich die Auffassung, dass es keine natürliche Beziehung zwischen der äußeren Form und der Bedeutung eines sprachlichen Zeichens gebe, sondern dass die Verbindung auf einer Konvention, das heißt einer Übereinkunft, beruhe (mit Ausnahme des engen Bereichs der lautmalerischen Wörter). Auch die Forschung nach sprachlichen Universalien, die allen menschlichen Sprachen gemeinsam sind, hatte man weitgehend aufgegeben; wenn überhaupt, dann sah man sie nur in einer allgemeinen menschlichen Fähigkeit, Sprache zu erlernen. Die Suche nach einer »Ursprache«, die über die indogermanische Sprachfamilie und andere vergleichbare Gruppierungen hinauswies, überließ man Amateuren und Spinnern; als seriöser Wissenschaftler machte man sich damit

nur lächerlich. Dies hat sich erst in jüngster Vergangenheit geändert. Heute gibt es wieder ernsthafte Forschungen etwa zum Nostratischen, der hypothetischen Großfamilie, welche die europäischen und asiatischen Sprachen zusammenfasst. Und vielleicht sind Tolkiens andere Thesen einer inneren Verbindung von Bedeutung und Sprachstruktur auch nicht ganz von der Hand zu weisen.

Ob Tolkien seiner Zeit voraus war oder das Pech hatte, im Tal einer wellenförmigen Entwicklung die gegenläufige Position zu vertreten, sei hier dahingestellt. Umberto Eco – selbst Professor für Semiotik, der mit seinem Roman *Der Name der Rose* für sein Fach, die Zeichentheorie, ähnliches bewirkt hat wie Tolkien für die historische Sprachwissenschaft – hat einmal gesagt, ein Wort von Wittgenstein abwandelnd: »Worüber man nicht lehren kann, drüber muss man erzählen.« Damit will ich nicht unterstellen, dass Tolkien sein literarisches Werk nur geschrieben habe, um uns eine unorthodoxe Sprachtheorie unterzujubeln. Es ist eher umgekehrt, dass nämlich viel von seiner Auffassung von Sprache und Denken und der Natur des Menschen als sprachbegabtes Wesen in seine Kunst der Sprachschöpfung eingeflossen ist, die wiederum die ästhetische Grundlage seines Werkes bildet.

Seine beste Schülerin, Simonne d'Ardenne, später Professorin in Lüttich, hat ihn einmal spontan gefragt: »Nicht wahr, Sie haben den Schleier durchbrochen und sind hindurchgelangt?« Es war keine religiöse, philosophische oder gar esoterische Frage, sondern eine unter Sprachwissenschaftlern. Er habe dies, so sagt sie, bereitwillig und unmissverständlich bejaht. Was auch immer er selbst darunter verstanden haben mag ...

Vortrag, gehalten auf dem Tolkien Tag in Geldern, Mai 2009

Copyright © 2009 Helmut W. Pesch

Alle Rechte vorbehalten